

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1916**

4 (5.1.1916) Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

# Unterhaltungs-Beilage zum Karlsruher Tagblatt

## Gen Morgenland!

Das ist das Große  
An unfern Tagen,  
Das sie neu scheiden,  
Das sie im Schoße  
Werdender Zeiten  
Schicksale tragen.

Das ist ihr Wallen:  
Vollschaffen trennen,  
Andere einen,  
Neues gestalten  
Aus dem Verneinen,  
Flammen und Brennen.

Das sie aus Jähren,  
Sterben und Wunden  
Unübersehbare  
Kräfte gebären,  
Das ist das Seltsame  
Unserer Stunden.

Braust nun, ihr Wagen,  
Ueber des Sorgens  
Schneegeirte Fluren  
Hin, in das Tagen,  
Zu dem aguren  
Himmel des Morgens!

Gans Bauer.

## Schürer des Weltbrandes.

Sir Arthur Nicolson.

Den britischen Neu und den russischen Bären  
dieses ungleiche Paar an einen Wagen zu  
führen, die beiden einander stets feindselig ge-  
wesenen Bestien nicht nur zu befähigen, sondern  
sie sogar zu gemeinsamer Arbeit zu bringen, das  
war eine Arbeit, die eines Vändigers von unend-  
licher Geduld, von zäher Willen und eigener  
Ausdauer bedurfte, die aber auch eines kühnen  
Mannes verlangte.

Ein solcher Mann ist Sir Arthur Nicolson,  
der permanente Unterstaatssekretär im Foreign  
Office zu London. Er ist, der das diplomatische  
Dompteurkunststück fertig gebracht, der den ur-  
alten politischen Gegensatz zwischen England und  
Russland überbrückt, der die früher ewig einander  
ansitzenden Raubtiere im Verkehr miteinander  
zu geselligen Kammern gemacht hat. Wie Paul  
Gambon und das augenblicklich wieder einmal  
auf der Nase liegende Steinhafmännchen Del-  
cassé Frankreich und England miteinander ver-  
söhnt haben, wie Camille Barrère zwischen  
Frankreich und Italien die Rolle der Kuppel-  
frau Marie Schwertlein gespielt hat, so hat  
Sir Arthur Nicolson England und Russland zu  
überreden gemocht, die Beute, die einer dem an-  
deren nicht gönnt hätte, mit einander zu teilen  
und sich für den heiderseitigen Verlust an noch  
unendlich reicherer Tafel ebenso gemeinsam schad-  
los zu halten. Das war zwar nicht seine ur-  
eigene Idee gewesen — Maria Feodorowna, die  
Zarin-Mutter, hatte diesen Gedanken in sommer-  
lichen Familientagen auf Schloß Fredensborg  
ihrem künftigen Schwager von England,  
Edward VII., eingegeben — aber er hat das  
Problem gemeinert, nachdem sein Vorgänger in  
Petersburg, Sir Charles Harbord, die ersten  
erfolgreichen Versuche in dieser Richtung gemacht  
hatte. Sir Charles war von König Edward aus  
der Newaflaot im Sommer 1906 auf den gleichen  
Posten berufen worden, den vier Jahre später  
Sir Arthur Nicolson einnehmen sollte, und den  
er bis zum heutigen Tage bekleidet. So folgte  
der ältere Nicolson zweimal dem jüngeren Vor-  
gänger (der von London aus als Botschafter nach  
Indien ging), auf einem der wichtigsten Posten  
des diplomatischen Dienstes, und so unähnlich die  
beiden Männer einander auch sind, in ihrer  
Feindschaft gegen Deutschland wie in ihren rus-  
sischen Sympathien glichen sie sich sowohl als  
Botschafter in Petersburg wie als permanenter  
Unterstaatssekretär im auswärtigen Amt. Beide  
waren gefähige Werkzeuge ihres Königs, über-  
ausge Anhänger seiner Einführungspolitik; es  
war für die Richtung, die die britische Weltpolitik  
nach dem Tode Königs Edwards einschlug, be-  
trächtlich, daß sein Nachfolger just des Vaters  
vertrautes Werkzeug, Sir Arthur Nicolson, in  
das Foreign Office berief. Georg V., das sah  
man schon bei dieser Gelegenheit im Sommer des  
Jahres 1910, folgte blindlings den Fußstapfen  
seines deutschfeindlichen Vaters.

Der Posten des permanenten Unterstaats-  
sekretärs im Londoner auswärtigen Amt ist von  
besonderer politischer Bedeutung. Den Zufällig-  
keiten und Wechselfällen des Parlamentarismus  
entzogen, denen der Staatssekretär ständig Rech-  
nung zu tragen hat, verleiht er seinem Träger  
weitgehenden Einfluß und eine Geltung, die um  
so größer ist, als man weiß, daß der Unterstaats-  
sekretär in erster Linie der Vertrauensmann des  
Königs ist. Er hat diesen nach alter Tradition  
auf seinen Reisen als Vertreter des Foreign  
Office zu begleiten, und er hat ihn auch sonst  
über die diplomatischen Geschäfte auf dem Lan-  
den zu erhalten. Weiß man, wie der perma-  
nente Unterstaatssekretär gefürchtet ist, so weiß man  
auch, wie der Träger der Krone denkt. Und weiß  
Georg V. Sir Arthur Nicolson ist, darüber ist man  
in Deutschland seit den Tagen von Algieras im  
Winter und Frühling 1906 unterrichtet, in denen  
er als Vertreter Großbritanniens über die Ziele  
der englischen, gegen Deutschland gerichteten Poli-  
tik keinerlei Zweifel aufkommen ließ. Hier er-  
wies er sich, vom englischen Standpunkt aus, als  
die right man on the right place. War er doch  
neun Jahre, von 1895 bis 1904, britischer Ge-  
sandter bei Seiner Exzellenz Majestät in  
Lanzarot gemeint, ehe er von den Säulen des  
Serkules als Botschafter nach Madrid berufen  
wurde, so daß er die marokkanische Frage mit

allen ihren politischen und wirtschaftlichen Einzel-  
heiten von Grund aus beherrschte.

Seine für die Verwirklichung späterer eng-  
lischer Pläne so erfolgreich gewesene Tätigkeit auf  
der Algieras-Konferenz hatte ihm die Anwarts-  
chaft auf einen der bevorzugtesten und wichti-  
gen diplomatischen Posten eröffnet. Und welches  
Amt konnte in jenen Tagen der fortschreitenden  
Eintreibung Deutschlands für Großbritannien  
wichtiger sein, als der Posten des Botschafters  
am russischen Hofe! So konnte es denn auch nicht  
Wunder nehmen, daß Sir Arthur Nicolson als-  
bald nach der Beendigung der Marokko-Konferenz  
am 4. Juni 1906 am Hofe von St. Petersburg  
beglaubigt wurde. Der in aller Herren Länder  
tätig Gewesene brachte überdies auch auf diesem  
Posten eine Fülle von Erfahrungen aus eigener  
Anschauung mit, aus allen den Staaten, die ge-  
meinsame Berührungspunkte zwischen Rußland  
und England bildeten. Schon im Jahre 1876  
war er in Peking gewesen; von 1879 bis 1881  
hatte er am Goldenen Horn, von 1884 bis 1885  
als Geschäftsträger in Athen, darauf drei Jahre  
in gleicher Eigenschaft als Leberon gewirkt. Nach  
fünfjähriger Tätigkeit als britischer General-  
konsul in Budapest hatte Sir Arthur Nicolson  
in den Jahren 1894 und 1895 als diplomatischer  
Agent zu Sofia gewirkt, von wo er dann als  
Gesandter nach Tanger gegangen war. So mit  
glänzenden Kenntnissen in allen politischen  
Streitfragen ausgerüstet, konnte es ihm in  
Petersburg nicht schwer werden, sich einzuarbeiten,  
und an das von seinem Vorgänger Sir Charles  
Harbord begonnene Werk der Annäherung in-  
tiner Beziehung zwischen Großbritannien und  
Rußland anzuknüpfen. Die erste greifbare Frucht  
seiner diplomatischen Tätigkeit in Petersburg war  
das russisch-englische Abkommen über Persien vom  
31. August 1907. Einer der gefährlichsten Zant-  
schel zwischen den beiden Mächten war damit  
schiedlich-friedlich geteilt worden. Rußland er-  
hielt als „Interessensphäre“ Nordpersien, Eng-  
land den Süden des dem Namen nach „unab-  
hängig“ bleibenden Landes. Das Abkommen be-  
deutete für das durch den Krieg in Ostasien sehr  
geschwächte Rußland einen bedeutenden diplo-  
matischen Erfolg; hatte doch der britische Löwe  
den von den Schlägen bei Mandschu und in der  
Tschushima-Strasse arg zerschundenen Bären als  
gleichberechtigten Partner anerkannt. Aber das  
Abkommen über Persien war nur der Anfang  
weiterer gemeinsamer Aktionen. Von England  
geleitet, konnte Rußland, dessen Vordringen in  
Ostasien durch Japans Sieg Sdranten gefehlt  
waren, seine Aufmerksamkeit wieder dem Baltan  
zuwenden; die bald darauf einsetzende gemein-  
same Hebe der russischen und englischen Presse  
gegen die von Österreich-Ungarn geplante Sand-  
schabahn zeigte, was die Mode geschlagen hatte.  
Die Begegnung des Bären mit König Edward  
in Neval am 9. Juni 1908 krönte Sir Arthur  
Nicolsons Werk. Das zentralasiatische Abkom-  
men fand seine Ergänzung durch das englisch-  
russische Einvernehmen im nahen Orient. Die  
Entente war vollkommen geworden. So kam es,  
daß in der Annapolis-Strasse England schon ganz  
offenkundig auf Rußlands Seite trat.

Alles das war, wie gelang, das Werk Sir  
Arthur Nicolsons gewesen, der seinen Einfluß  
am Hofe von St. Petersburg binnen wenigen  
Jahren ganz außerordentlich zu steigern verstan-  
den hatte. Dazu verband ihn intime Freundschaft  
mit Alexander Petrowitsch Swolowski, dem  
damaligen russischen Minister des Auswärtigen.  
„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir  
sagen, wer du bist!“ Wäre es nach Sir Arthur  
Nicolson gegangen, so wäre der Krieg gegen die  
Zentralmächte schon in den kritischen Märztagen  
von 1909 vom Zaune gebrochen worden. Aber  
Rußland konnte damals — es ist das schon wie-  
derholt gesagt worden — den Krieg noch nicht  
wagen, und Swolowski soll in der entscheidenden  
Stunde den ihm stürmisch zum Vorschlag drän-  
genden Nicolson in nicht mißverständlichen Wor-  
ten bedeutet haben: „Bitte, nach Jhnen!“

Das diplomatische Rätsel der letzten Jahre  
vor dem Kriege sah den grünen, unscheinbaren,  
gebildet einhergehenden Schoten, der sich, 1849  
geboren, heute bereits den Siebzig nähert, nicht  
minder ernst am Werke. Alles was in Downing  
Street geschah, trug Sir Arthur Nicolsons Stemp-  
el. Auf der Ministerbank in Westminster saß,  
nach außen hin der allein verantwortliche Leiter  
von Englands auswärtiger Politik, Sir Edward  
Grey, und seinen Worten lauschte die Welt. Aber  
die aufreibende, alle Kräfte in Anspruch neh-  
mende diplomatische Kleinarbeit im auswärtigen  
Amt tat Nicolson, Greys Werkzeug und Ein-  
bläser zugleich. Und dem in kontinentalen Tragen  
jeder Erfahrung entbehrenden Staatssekretär  
war der alte, seit vier Jahrzehnten im diplo-  
matischen Dienst lebende Sir Arthur Nicolson, der  
schon im Jahre 1873 eine Geschichte der deutschen  
Verfassung geschrieben, der in den Jahren von  
1874 bis 1879 mit einer zweijährigen Unter-  
brechung der englischen Botschaft in Berlin als  
Sekretär angehört hatte, eine unentbehrliche  
Stütze.

Unter den zahlreichen Persönlichkeiten, die in  
früher, aber um so eifrigerer Ministerarbeit hinter  
den Kulissen des Weltgetriebes den Brand  
geschürt haben, ist Sir Arthur Nicolson jederzeit  
einer der gefährlichsten Kriegsbeher und Deut-  
schenscheide gewesen. Bis zum heutigen Tage  
spürt man seine Spinnweben, die überall das  
Netz seiner diplomatischen Intrigen anzuknüpfen  
versuchen. Aber seit die Kanonen das Wort  
haben, gelangt ihm nichts mehr. Er war es, der  
die Brüder Buxton nach dem Balkan entsandte,  
der sich vermaß, Bulgarien auf die Seite des  
Verbandes zu ziehen, der seine Hoffnungen  
auf Annanien geleitet und Cleuberios Bentzios  
als geschäftigen diplomatischen Agenten der En-  
tente in Athen benutzte hat. Doch der überglau-  
kreiter hat in Griechenland ausgespielt, und Sir  
Arthur Nicolson ist zu Ende mit seinem Latein.  
Gewiß hat er sich in den letzten Monaten oft  
nach neuen Verbündeten umgesehen; aber er  
vermag keine deutsch-feindliche Macht mehr zu  
entdecken, die militärisch mitzählt, und die Lust  
verspielt, sich für John Bull zu opfern. Er wird  
wohl mit Grauen erkannt haben, daß Englands  
Verbündete den Krieg aus eigener Kraft niemals

gewinnen können. Und Großbritannien selbst  
hat seit mehr denn hundert Jahren allein und  
ohne fremde Unterstützung seinen europäischen  
Krieg mehr geführt. Daher die schier übermensch-  
lichen Anstrengungen, die es heute macht, um das  
Kriegsglück zuquertreten, vielleicht doch noch auf  
eine Seite zu ziehen. Aber es ist zu spät, und  
weder die Begehrtheit noch Sir Arthur Nicolsons  
diplomatische Klünne werden das Unheil aufhalten  
können.

## Gorlice.

Von Adolf Stark, Marienbad.

Ein kühler Morgen. Im Westen stehen noch  
im verbleibenden Glanze die letzten Sterne,  
während schon die ersten Strahlen der aufgehenden  
Sonne sich in den Lautropfen, die rings an Gräsern  
und Sträußern hängen, regenbogenfarbig brechen.  
Still und ruhig liegen die Felder, ein Bild des  
tieferen Friedens. Nirgends ein Laut, nirgends  
eine Bewegung. Wästen wir es nicht, daß die  
blaugraue im Morgendunst verwehrende Ge-  
halt da draußen eine unierer Feldwache ist, wir  
würden darauf schwören, es sei ein Weidenstrunk.  
Dinten im Gebüsch trillert ein Singvogel sein  
Morgenlied; immer dieselben vier Töne, erst drei  
steigend, dann nach kurzer Pause plötzlich fallend.  
Längere Pause. Und wieder dieselbe Melodie:  
ti—ti—ti—ti. Entwürf Klingel es und doch  
nicht unangenehm. Wir liegen und lächeln und  
vergessen, wo wir sind und daß Krieg ist und  
denken an dasheim.

Pflichtig brüllt ein Ungetüm irgendwo weit  
hinter unserem Rücken auf. Erbrochen fahren wir  
empor. Jede Pantoffel verlagert gegenüber diesem  
unvermittelten Uebergang aus tiefer Stille in das  
unheimliche Brüllen. Ich finde keinen anderen  
Ausdruck dafür, obgleich auch dieser das Wesentliche  
nicht annähernd wiederzugeben vermag. Unsere  
Sprache ist zu schwach zur Schilderung; ein Goethe  
müßte erheben, der für das Neue, Niedageordnete  
neue Worte findet. Irgendwo hinter dem Walde  
liegt wohl ein Ungetüm von unermeßlicher Größe;  
wie eine Ameise gegen einen Elefanten, so nimmt  
sich der Trache der Fabeln oder das vorweltliche  
Niesentier aus, wenn wir versuchen, uns das Un-  
geheuer zu vergegenwärtigen. Denn viele Meilen  
weit muß sein Nachen sein, schallt doch das Gebüsch  
von überall in der Runde. Der ganze weite Hori-  
zont hinter unserem Rücken scheint ein einziger  
brüllender Schall. Und ununterbrochen geht es  
weiter, Stunde um Stunde. Nur selten ganz kurze,  
setzundenlange Pausen, als schöpfe der Mele Atem  
zu neuem Schreien.

Vor uns das Land liegt weiter ruhig und leer.  
Höher steigt die Sonne, die regenbogenfarbigen Laut-  
tropfen verschwunden. Ein leichter kühler Wind  
streicht über die Felder. Unheimliche Vögel kommen  
von rückwärts her über unsere Köpfe hinweg-  
geschlagen. Wir sehen sie nicht, so rasch ist ihr Flug,  
nur das Säusen und Surren des Fluges hören wir.  
Und wir lernen bald verschiedene Arten durch das  
Flug untercheiden. Da sind welche, deren Flug  
klingt wie das Fließen einer Niesenschlange. Andere  
wiederum heulen wie Nebelhörner aus hoher See.  
Diese zwei Arten sind die häufigsten. In un-  
gegründeten Scharen kommen sie hergeschlagen, aus der  
Richtung, wo das brüllende Niesengeheuer liegt.  
Manchmal aber, es mag so drei bis viermal in der  
Stunde sein, da fliegt ein Niesenvogel über unsere  
Köpfe, so groß, daß wir ihn sehen, vorüberfliegen  
sehen in unheimlicher Schnelligkeit hoch oben im  
Nebel; das heißt, wenn wir es wagen und den  
Mick emporheben. Aber ein langes Geflüß, das  
härter ist, als Vernunft und Wille, zwingt uns zum  
Niederblicken, und das Bild in der Nähe des Jägers,  
zwingt uns, den Blick zu Boden zu richten. Wir  
wissen, diese Geflüß sind unerschütterlich für uns,  
gehen doch hinweg über unsere Köpfe und lassen  
sich erst weit, weit draußen nieder, jenseits der ver-  
schwindenden Feldwache. Aber doch, es ist härter  
als die Vernunft, ein Urinstinkt aus den Tagen der  
Kindheit des Menschentums, da der Herr der Erde  
noch ein schwaches Geschöpf war, verlorst und ge-  
hört von tausend anderen, stärkeren Geschöpfen,  
gegen deren Uebergewicht es kein anderes Mittel  
gab, als sich ihnen zu verbergen oder zu fliehen.  
Und der Mensch, derselbe Mensch, der die brüllenden  
Niesengeheuer geschaffen und die unheimlichen  
Niesenvögel, derselbe Mensch fühlt sich seinen Ge-  
schöpfen gegenüber so klein und schwach, daß die  
Instinkte der jungelhaften Urzeit erwachen und aller  
Mut dasgehört, sie zu unterdrücken.

Wieder kommt ein Niesenvogel geflogen; in den  
Lüften heult und dröhnt es, als kämpften da droben  
die entseelten Windgewalten einen verzweifeltsten  
Kampf. Und schon ist er vorüber und verschwunden  
irgendwo in weiter Ferne am Horizont. Wir  
können nicht sehen, wie weit. Nur eine blaue Käte  
beginnt aufzuflehen, sich mit dem Blau des  
Himmels zu verfließen haben vermischt. Und  
wir wissen, daß da weit hinten irgendwo eine furch-  
bare Feuersbrunst wütet.

Schlimm und schauerlich sieht von diesem Toben  
in den Lüften die Ruhe und Stille ab, die über dem  
weiten Lande vor uns liegt. Selbst die Feldwache,  
so leblos sie schon in ihrer starren Ruhe, selbst die  
ist nicht mehr zu sehen. Rechts neben mir auf der  
Anhöhe steht ein Offizier, eine kleine gedrungene  
Gestalt. Wie aus Stein gemeißelt steht er da und  
starr hinaus in das Land. Die Rechte, gebogen und  
im Ellbogen gebeugt, hält ein Glas vor die Augen.  
So steht er nun schon Stunden. Uebrigens, viel-  
leicht sind es auch nur Minuten, die sich mir zu  
Stunden dehnten. Ich habe jedes Maß für die Zeit  
verloren, seit der unsichtbare Niese heult und heult,  
daß jeder Nerv in unserem Leibe bebt, seit das  
Land da unten so still und tot liegt, als habe das  
rätselhafte, sündliche Geschöpf alles Lebendige ver-  
schlungen. Und ich allein bin übrig geblieben; denn  
da die unbewegliche Gestalt zu meiner Rechten hat  
nichts Lebendiges an sich.

Der Krieg von 1914 wird keinen Maler finden,  
der ihn vermag, keinen Dichter, der ihn besingt.  
Denn über menschliches Können ange das Unter-  
fangen. Vielleicht daß ein unwillkürliches Genie sich  
findet, das es vermag, die Töne wiederzugeben, das  
einzige Lebendige, einzig sinnlich Wahrnehmbare.  
Aber auch die Töne sind nichts ohne die große, ich  
möchte sagen, räumliche Stille des leeren Schlach-  
feldes. Mein, den Krieg der Gegenwart muß man  
erleben; ihn schildern, ihn beschreiben vermag keiner.  
Mich jäh ein Entsetzen vor der Stille und Leere;  
nur etwas Lebendiges sehen, wäre es auch ein  
Söllerknecht. Ich laufe nach rückwärts dorthin.

woher das Brüllen kommt. Und plötzlich, jenseits  
des Hügels, hinter dem Waldestrand tolles, buntes  
Leben. Führer aller Art, Munitionswagen,  
Bakfische, Panzerwagen, Automobile, ideenbar  
ein unentwirrbarer Knäuel. In dicker Masse schiebt  
es sich über die Straße einher. Rechts und links  
in den Feldern zu beiden Seiten des Weges mar-  
schieren Truppen. Wisweilen kommt ein Reiter  
herangeprangt; im weiten Bogen, um nicht auf-  
gehalten zu werden, umreitet er die Infanterie-  
kolonnen und ist im nächsten Augenblick ver-  
schwunden.

Ich merke, daß ich hungrig bin. Das kommt mir  
selbst komisch vor, jetzt, hier an's Essen zu denken.  
Und doch bin ich hungrig, doch verlangt der Magen  
sein Recht. Ich steige über den Abhang und sehe  
bald darauf auf einem kleinen Rasenhügel, die  
Menagechale mit der dampfenden Suppe und dem  
großen Stück Fleisch in den Händen haltend. Vor  
der Tür steht ein Mann, hält dem Koch die  
Schale unter die Nase, die nicht ganz voll ist, und  
verlangt schreiend seinen gebührenden Anteil, streift  
sich um ein Bröckchen Fleisch — im Angesicht des  
Todes, der da hinten brüllt und seine verderben-  
bringenden Vögel in's Weite kendet. Und ich stehe  
dabei und trinke aus der dampfenden Menagechale  
die heiße Suppe, vorzüglich schlürpfend, um mir nicht  
die Zunge und die Lippen zu verbrennen. Grotest  
das Ganze und doch, schließlich, ist nicht unser ganzes  
Leben so grotesk? Ist der Tod uns in Frieden-  
stagen weniger nahe, weil er nicht brüllt und tobt;  
sondern auf leisen Sohlen geschlichen kommt? Und  
ist das Gezänke und Getreibe und Getue des bürger-  
lichen Lebens vielleicht wichtiger, als die volle  
Menagechale? Oder ist es nicht im großen Ganzen  
das gleiche? Der Kampf um das volle Maß des  
Lebensgenusses, der Daseinsfreude?

Ich kehre zu meinem ersten Standpunkt zurück.  
Das weite Feld ist nicht mehr leer; kleine grane  
Pünktchen schleichen durch das Getreide, springen  
über die Wiesen, werfen sich zu Boden, stehen wieder  
auf, und wiederholen dies Spiel immer wieder.  
Wästen ich nicht, daß das uniere vorgehenden  
Schwarmlinien sind, wästen ich nicht, daß da unten  
der Tod reiche Ernte hält und mancher nicht mehr  
aufsteht, der in's Gras sinkt, das Ganze läge gerade-  
zu vollsterlich aus.

Man bringt Verwundete getragen; die Arbeit  
des Arztes beginnt, ich habe nicht mehr Zeit, zu  
gaffen und zu träumen. Nur einmal mache ich Halt  
in der heißesten Arbeit; das ist in dem Momente,  
wo plötzlich das hundelange Brüllen abbricht, als  
wäre das Ungeheuer verjüngt oder jäh verreckt.  
Ich halte den Atem an und das Herz klopf mit  
bis in die Kehle hinauf. Ich weiß, jetzt ist die  
Sturmfront erreicht, jetzt brechen die Unieren mit  
Schnur vor, durch die Traghindernisse hinein in die  
feindschaften Gräben. Wird es gelingen?  
Das war der Tag von Gorlice, da die russische  
Front zerbrochen wurde.

## Allerlei.

Ein vorbeigelungenes Interviu. Ein Mitarbe-  
ter des „Exzellor“ hat sich nach Spanien begeben,  
um die hervorragenden Schriftsteller des Landes mit  
der Frage zu überfallen, wie sie im Verden der  
Entente gegenüberstehen, in der Hoffnung natürlich,  
daß die Antworten der berühmten Söhne der latei-  
nischen Schöpfung Frankreichs nur in einem der  
Entente schmeichelhaften Sinne ausfallen würden.  
Der zudringliche Herr denag ihm, wie recht und bil-  
lig, zuerst zu José Echegaray, dem großen Dich-  
ter, fest überzeugt, in dem berühmten Dramatiker  
einen allwissenden Ententefreund zu finden und ihn  
als solchen seinen Landsleuten vorstellen zu kön-  
nen. Um Echegaray sein Dergensbekenntnis zu er-  
leichtern, hatte der Ausfrager ihn, als ihn der Dich-  
ter mit den Worten begrüßte: „Welch tragische  
Stunden wir durchleben! Auf allen Seiten schießt  
das Blut in Strömen.“ mit der plumpen Lati-  
nosigkeit unterbrochen: „Ja, freilich, auf Westfront  
als Kaffiers.“ Echegaray schien aber nicht zu hören und  
ließ die an den Daaren herbeigezogene Gelegenheit,  
seine Franzosenfreundlichkeit zu bezeugen, vorüber-  
gehen. Dafür erteilte er dem taktlosen Ausfrager  
aber eine amüsanle Retikion. Die seine, ironische  
Form, in der sie gehalten war, scheint der dickflüssige  
französische Herr freilich nicht begriffen zu haben,  
sonst hätte er wohl kaum den großen Dichter seinen  
Verien in so überhöwenglicher Form geriefen, und  
er hätte es vor allem unterlassen, das Gespräch mit-  
zuteilen, das sich in folgender Form entwickelte.  
Echegaray: „Wir sind verpflichtet neutral zu  
bleiben.“

Der Ausfrager: „Gewiß, Meister, aber ich  
kenne Sie, und ich habe Ihre Werke so eifrig ju-  
diert, daß ich sie auswendig heragen kann. Sie,  
Meister, sind gewiß nicht neutral.“

Echegaray: „Spanien ist aus Pflicht neutral  
wie im wohlverstandenen eigenen Interesse. Wir  
sind und bleiben neutral.“

Ausfrager: „Sie sind Franzosenfreund und  
zwar ein überzeugter, das weiß ich nur zu gut.“

Echegaray: „Ich billige durchaus die Neutrali-  
tät Spaniens und befehle mich selbst vorglanzier,  
vollständiger Neutralität.“

Ausfrager: „Ich wende mich nun nicht an  
den Politiker, sondern an den Dichter mit der Frage:  
Bereiten Sie ein neues Drama vor?“

Echegaray: „Nein, ich habe mich vom Theater  
zurückgezogen, nachdem ich ihm mehr als sechzig  
Damen geschenkt habe. Zu meiner Unterhaltung  
und zu meinem Vergnügen schreibe ich gegenwärtig  
einen Zeitfaden der mathematischen Metaphysik, des-  
sen zweiten Band ich vollende.“

Der Prophet und der Berg. Woher mag das  
geflügelte Wort kommen: „Wenn der Berg nicht  
zum Propheten kommen will, muß der Prophet zum  
Berge gehen?“ Diese Frage ist verschiednen beant-  
wortet worden. Bisher glaubte man wenigstens,  
daß eine arabische Anekdote, der zufolge Mohammed  
einen Baum durch seinen Befehl den Berg zu  
wecheln veranlaßte, dem Sprichwort zugrunde liege,  
nobei das Bibelwort vom Glauben, der Berge ver-  
setzen kann, an die Stelle des Baumes den Berg  
haben treten lassen. Eine viel einfachere und klarere  
Lösung gibt nun C. Brodtkmann im letzten Heft  
der Zeitschrift für Geschichte und Kultur des isla-  
mischen Orients „Der Islam“ und weist auf das  
türkische Sprichwort hin: „Berg wandle, Berg  
wandle! Wenn der Berg nicht wandelt, wandle Du,  
Heiliger!“ Wir dürfen wohl annehmen, daß nicht  
jene mohammedanische Legende es gewesen ist, son-  
dern dies osmanische Sprichwort, das, durch Reisende  
nach Europa verpflanzt, hier zu dem bekannten  
Spruch Anlaß gegeben hat.

